Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 22

Artikel: Über die Energie des Arztes
Autor: Zimmermann, Arthur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672455

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wolken lagerten zu meinen Füßen, und schon sind mir Athos und Olymp minder unglaublich geworden, da ich das, was ich über sie gelesen und gehört, auf einem Berge von geringerem Rufe zu sehen bekomme. Ich richte nunmehr meine Augen nach der Seite, wo Italien liegt, nach dort, wohin mein Geist sich so sehr gezogen fühlt. Die Alpen selber — eisstarrend und schneebedeckt — über die einst der wilde Feind des Römernamens (Hannibal) hinüberzog, der, wenn wir dem Gerücht Glauben schenken wollen, die Felsen mit Essig sprengte — sie erschienen mir greifbar nahe, obwohl sie durch einen weiten Zwischenraum getrennt sind." Aber er seufzt nach italienischer Luft, und ein glühender Drang beseelt ihn, Freunde und Vaterland wiederzusehen. Weiter erinnert er sich, wie er gerade vor zehn Jahren in Bologna die Schule verließ, er bedenkt seine innere Wandlung seitdem, bedenkt auch die Zukunft. Darüber vergehen die Stunden, der Abend naht und der Schatten des Berges wächst in die Länge. Noch einmal blickt Petrarca in die Ferne, nunmehr nach Westen, wo die Pyrenäen „infolge der Gebrechlichkeit des menschlichen Sehvermögens" nicht sichtbar sind. Er sieht die Berge des Gebietes von Lyon, die Rhone, das Meer — es ist der Golf von Marseille — während er aber das Irdische bestaunt, möchte er „nach dem Beispiel des Leibes" auch die Seele zum Höheren erheben. Und so schlägt er — auf dem Gipfel des so mühsam bezwungenen Berges! — ein kleines Büchlein der Bekenntnisse Augustins auf, das er bei sich trägt, und sein Blick fällt sogleich auf die Stelle: „Und es gehen die Menschen, zu bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die weit dahinfließenden Ströme und den Saum des Ozeans und das Kreisen der Gestirne, und haben nicht acht ihrer selbst."

Wie betäubt steht der Dichter, er bittet den Bruder, ihn nicht zu stören und schweigt während des ganzen Abstiegs, bis sie schon bei tiefer Nacht wieder in ihrer Herberge ankommen. Bis ins Innerste aufgewühlt, wendet er das innere Auge ganz auf sich selbst, in dem Glauben, es könne kein Zufall sein, daß er gerade auf diese Stelle des Buches gestoßen wäre. Dem Zurückblickenden scheint der eben bestiegene Berg nunmehr „kaum die Höhe einer Elle zu haben gegenüber der Höhe menschlicher Betrachtung, wollte man sie nur nicht in den Schmutz der irdischen Abscheulichkeit versenken". Ein Erlebnis für das äußere Auge hatte Petrarca gesucht, und ein Erlebnis der Seele war ihm zuteil geworden. Die Besteigung des Mont Ventoux im Frühjahr 1336 war gewiß in keinem Sinne eine sportliche Leistung, wohl aber ein Ereignis der europäischen Geistesgeschichte gewesen.

Das wurde sie allerdings erst dank der literarischen Gestaltung, die ihr der Dichter selbst noch am gleichen Abend in einem lateinischen Briefe zuteil werden ließ, den er an den Augustinerpater Francesco Pionigi bei Kerzenlicht aus dem Stegreif niederschrieb. Briefe dieser Art waren Kunstwerke, die von den Zeitgenossen mit Entzücken gelesen wurden, die man sich abschrieb und die sogar von Unbefugten unterwegs abgefangen wurden. Ihre Wirkung war dementsprechend außerordentlich groß. Wenn wir von der Besteigung des Mont Ventoux nur aus diesem Briefe wissen, so tritt damit die äußere Wirklichkeit des Geschehens ganz hinter dem inneren, vom Menschen erlebten und gestalteten Erlebnis zurück. Gerade das aber ist ungemein kennzeichnend für die ganze Einstellung der Menschen jener Zeit und besonders für ihre von unseren heutigen Begriffen so grundverschiedene Einschätzung der Natur. So gibt uns die seltsame Bergbesteigung Petrarcas über die Einmaligkeit der „alpinistischen Leistung" hinaus einen sehr guten Einblick auch in die geistige Welt jener Zeit.

Über die Energie des Arztes.

Der bekannte Ausspruch des innern Klinikers Rothnagel: „Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein," besteht sicherlich auch heute noch zu Recht. Der ärztliche Beruf besteht doch darin, zu helfen in körperlicher und seelischer Not, und es ist eigentlich undenkbar, daß man ihm sein Leben widmet, wenn man nicht eine das Mittelmaß mindestens überragende Herzensgüte besitzt. Aber der Ausspruch ist nicht erschöpfend. Es scheint mir, daß ein guter, erfolgreicher Arzt außer mancherlei andern Eigenschaften vor allem eine besitzen muß, die ihm das tatsächliche Helfen erleichtert, und das ist die Energie.

Was nützt alle Güte, wenn sie nicht zum Ziele führt, den Kranken von seinem Leiden zu befreien? Der wirklich erfolgreiche Arzt, also ein Arzt, der wirklich helfen kann, muß einen sol-

chen Einfluß auf seine Klienten gewinnen, daß er in kritischen Situationen die Befolgung seiner Ratschläge auch durchsetzt.

Man wird diese Auseinandersetzungen vielleicht für trivial halten. Die tägliche Erfahrung lehrt aber, daß sie dringend nötig sind. Der Außenstehende hat keine Ahnung davon, wie viele Menschen Tag für Tag nur deshalb zugrunde gehen, oder ein qualvolles Leiden bis ans Ende tragen müssen, weil der Arzt im entscheidenden Momente nicht die erforderliche Willenskraft besaß, um bei dem Kranken den zur Heilung führenden Entschluß heranreifen zu lassen. Der Arzt muß sich unter Umständen unter selbstverständlicher Hintansetzung aller eigenen materiellen Interessen mit seiner ganzen Persönlichkeit einsetzen, ja er darf auch nicht davor zurückschrecken, gegebenenfalls die Kabinettsfrage zu stellen, wenn er nur auf diese Art hoffen kann, seinen Zweck zu erreichen. Er muß nicht nur wie der Anwalt oder Ingenieur nach bestem Wissen seine Ratschläge erteilen, sondern, sofern er von der Notwendigkeit deren Befolgung für das Wohl seines Klienten überzeugt ist, mit allem Nachdruck darauf hinarbeiten, daß dieser sie auch in die Tat umsetzt. Daß es auch dann keineswegs immer gelingt, den Kranken zu dem lebensrettenden Entschluß zu bringen, ist eine äußerst betrübende und die Schaffenskraft des in der Praxis stehenden Mediziners nicht selten lähmende Erfahrung.

Ich möchte dem Leser anhand zweier historischer Fälle aus den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts die Notwendigkeit meiner vorstehenden Forderung eindringlich vor Augen führen. Der eine Fall betrifft den seinerzeitigen deutschen Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck, dessen Gesundheit trotz der Behandlung durch anerkannte erste medizinische Autoritäten Jahre hindurch gestört blieb und erst dann gebessert wurde, als Schwenninger, der an wissenschaftlicher Bedeutung weit hinter jenen Koryphäen zurückstand, sein behandelnder Arzt wurde. Ihm erst gelang es mit seiner oft an Grobheit streifenden, aber durchgreifenden und beharrlichen Energie, den äußerst eigenwilligen Patienten von manchen Lebensgewohnheiten abzubringen und ihm derart manches Jahr seines Lebens zu retten und erträglich zu gestalten.

Der zweite Fall betrifft den frühern deutschen Kaiser Friedrich, dessen Krankheit von den deutschen Ärzten als eine bösartige (Krebskrankheit), von seinem englischen Arzte Mackenzie als gutartige Affektion dargestellt wurde. Der weitere Verlauf der Krankheit und die histologische Untersuchung der Geschwulst im Kehlkopf ergab die Richtigkeit der deutschen Diagnose. Drängt sich hier nicht sofort die Frage auf, ob nicht die deutschen Ärzte, an ihrer Spitze Gerhard und von Bergmann, hier eine Unterlassungssünde begangen haben dadurch, daß sie nicht mit der nötigen Deutlichkeit und Nachdrücklichkeit auf die drohende Lebensgefahr hingewiesen und die ihrer Diagnose entsprechende Behandlung nicht mit rücksichtsloser Energie zur Durchführung zu bringen versucht haben? Die heutige Medizin ist der bestimmten Ansicht, daß hier übertriebene Ehrfurcht vor dem hohen Range des Kranken und ganz unverständliche höfische Rücksichten die deutschen Ärzte verhindert haben, so deutlich und rücksichtslos ihren Standpunkt zu verfechten, wie sie es sonst wohl bei einem gewöhnlichen Sterblichen unter allen Umständen getan hätten. Der tragische Ausgang dieses Falles ist also letzten Endes in einem notorischen Energiemangel der behandelnden Ärzte begründet.

Es leuchtet ein, daß die Energie des Arztes, wenn sie sich auch hauptsächlich auf seine wissenschaftlichen Kenntnisse und seine manuelle Geschicklichkeit zu stützen hat, doch im wesentlichen, wie auch bei Vertretern anderer Berufsarten, eine Eigenschaft seines Charakters und seines Temperamentes ist. Daher kommt es ja auch, daß im übrigen durchaus tüchtige und fähige, ja sogar wissenschaftlich hervorragende Ärzte, oft nicht den geringsten Einfluß auf die sie konsultierenden Patienten haben. Wie oft hört man den Ausruf: „Ja, wenn mir mein Arzt das so gesagt hätte!" Es kommt also auf nichts mehr und nichts weniger an, als darauf, wie der Arzt etwas sagt, wie er den kranken Laien und seine Angehörigen aufklärt.

Dazu ist nun etwa folgendes zu sagen:

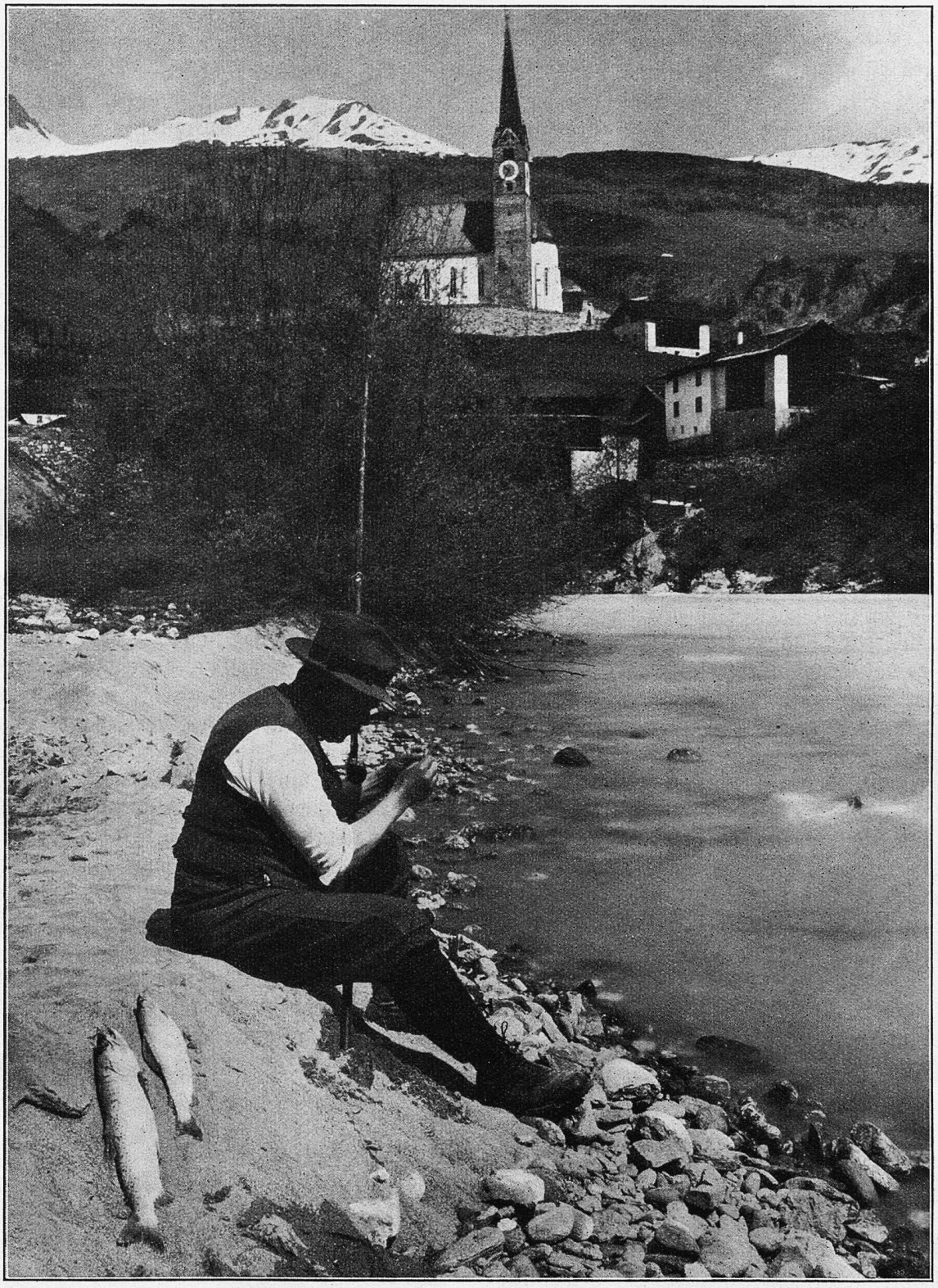
Die Energie muß immer mit einem gewissen Maße von diplomatischem Geschick gepaart sein. Unter Diplomatie sind hier aber nicht die in der Politik leider immer noch gebräuchlichen, mehr oder weniger aufrichtigen Kniffe zu verstehen — im Gegenteil: möglichste Offenheit und Aufrichtigkeit in allen Fällen, die nicht als verloren zu betrachten sind. Die moderne Medizin hat es nicht mehr nötig, sich in geheimnisvolles, ein rechtes Vertrauen schon von vorneherein ausschließendes Schweigen zu hüllen. Der mit dem Rüstzeug der heutigen medizinischen Wissenschaft und Kunst versehene Arzt darf seiner Klientel

freier und offener gegenübertreten, als der Arzt früherer Zeiten. Das darf ohne jede Überhebung gesagt werden. Aufgabe des persönlichen diplomatischen Geschickes ist es nun, diese Aufklärung der Bildungsstufe und dem Charakter des Kranken vorsichtig anzupassen. Hier bedarf es natürlich der Menschenkenntnis, die vielleicht für keinen Beruf so wichtig ist wie für den ärztlichen. Auch das ist wieder eine höchst persönliche Eigenschaft, die nur zum Teil erlernt werden kann. Man halte sich dabei immer vor Augen, daß es für den Laien, auch für den sogenannten gebildeten, dem ja leider oft genug alle medizinischen und sogar viele naturwissenschaftlichen Grundbegriffe fehlen, überaus schwierig, zu folgen und zu verstehen; man muß sich in die Art seines Denkens hineinzuversetzen suchen. Meist ist es erforderlich, zu leichtverständlichen Vergleichen aus dem alltäglichen Leben zu greifen. Im Notfalle exemplifiziere man mit der eigenen Person oder nahen Angehörigen und versichere, daß man diesen in demselben Falle auch keinen bessern Rat geben könnte. Das wirkt zuweilen noch, wenn alle andern Argumentationen versagen.

Am häufigsten bedarf es dann eines größeren Aufwandes von Energie, wenn das Leiden des Kranken nur durch einen chirurgischen Eingriff beseitigt werden kann. Wenn man aber bedenkt, daß noch vor nicht siebzig Jahren niemand auch nur mit einiger Sicherheit sagen konnte, wie auch ein geringfügiger Eingriff ausgehen würde, da auch der technisch geschickteste Operateur die gefährlichsten Wundkrankheiten zu fürchten hatte; wenn man bedenkt, daß diese heute auch unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen mit großer Sicherheit vermieden werden können, von den übrigen Fortschritten, wie Diagnostik, Narkose, Nachbehandlung ganz abgesehen, dann wird man begreifen, daß die heutige Ärztegeneration auf viel sichererem Boden steht und deshalb auch in den schwierigsten Fällen bei den Kranken ein erheblich größeres und festeres Vertrauen beanspruchen darf. Trotzdem versäume man nie, auf die allgemeinen Gefahren einer jeden Operation und auf die besonders des im konkreten Falle erforderlichen Eingriffes aufmerksam zu machen. Auch hier ist möglichste Wahrhaftigkeit, soweit sie beim Laien nicht zu Mißverständnissen führt, anzuraten. Für die große Zahl der notwendigsten und häufigsten Operationen darf man, um sich eines leicht verständlichen Vergleiches zu bedienen, mit gutem Gewissen die Gefahren ungefähr ebenso hoch schätzen, wie die des Eisenbahnverkehrs. Auch von diesem wird man sich, obwohl niemand eine Garantie dafür übernehmen kann, daß bei einer auch nur ganz kurzen Fahrt weder Entgleisung noch Zusammenstoß stattfindet, nicht abhalten lassen. Handelt es sich um große lebensgefährliche Eingriffe auf der einen Seite und einen sichern Tod oder ein dauernd qualvolles Leiden auf der andern, so wäge man gleichfalls ganz offen dem Patienten gegenüber die Aussichten ab und rate ihm, unter ausdrücklichem Hinweis hierauf, den Weg zu gehen, den man in derselben Lage selbst einschlagen würde.

Es gibt aber auch eine große Anzahl innerer Krankheiten, deren Heilung oder erhebliche Besserung von der konsequenten Befolgung der gegebenen Ratschläge abhängt. Hier ist oft die dauernde, unablässige, energische Beeinflussung vonseiten des Arztes die conditio sine qua non. Ich habe hier namentlich gewisse Stoffwechsel- und Nervenkrankheiten im Auge. Sehr viel kommt bei diesen Erkrankungsgruppen darauf an, daß der Patient merkt, der ärztliche Rat wird aus voller, wissenschaftlich fest fundierter Überzeugung heraus erteilt. Dann wird auch mancher Schwankende und Wankelmütige zu retten sein.

Einen ganz besonders großen Nutzen vermag diese unermüdliche Energie des einzelnen Arztes in der Verhütung von Krankheiten zu stiften, nicht sowohl der großen Epidemien, die nur durch gesetzliche Maßnahmen dauernd eingedämmt werden können, als vielmehr der Leiden, die das Individuum für sich befallen, durch ihre Häufigkeit und Eigenart aber die ernstlichste Beachtung verdienen. Namentlich ist hier die Gefäßverkalkung (Arteriosklerose) zu erwähnen. Vor nicht zu langer Zeit ging eine amtliche statistische, aus England stammende, auch für die Schweiz zutreffende Mitteilung durch die Presse, daß zwar das durchschnittliche Lebensalter seit hundert Jahren bedeutend zugenommen hat, daß aber die Sterblichkeit der Männer vom fünfzigsten Jahre ab, namentlich im sechsten Lebensdezennium, in unserer Zeit beträchtlich gestiegen ist. Das ist ein Zustand, der zu denken gibt, da die Männer dieses Alters auf der Höhe des Lebens stehen und wegen der großen von ihnen auf den verschiedensten Gebieten gesammelten Erfahrungen ein besonders wertvolles Menschenmaterial bilden. Als Ursache dieser Erscheinung hat sich, wie die statistischen Ermittlungen ergeben haben, das im Vergleich zum letzten und vorletzten Jahrhundert frühzeitigere und häufigere Auftreten der Arterienentartung erweisen lassen. Es unterliegt wis-



Fischer am Inn. Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

senschaftlich keinem Zweifel mehr, daß dieses vorzugsweise das Herz und das Gehirn befallende Leiden auf einer vorzeitigen Abnützung der die Gewebe dieser Organe ernährenden Gefäße beruht. Es ist höchst wahrscheinlich, daß seine wachsende Häufigkeit in erster Linie auf die erhöhte Lebensintensität unserer Zeit zurückzuführen ist. Hier kann nun, wie einfache theoretische Überlegungen und die praktische Erfahrung lehren, eine vernünftige Prophylaxe die schönsten Erfolge zeitigen, aber nur dann, wenn sie sich mit konsequentester Energie auf die ganze Lebensweise, namentlich auch auf die Regulierung der beruflichen Tätigkeit der in dem erwähnten Lebensalter Stehenden erstreckt. Auch vermag eine beharrliche Beeinflussung in diesem Sinne das Fortschreiten der Krankheit aufzuhalten oder wenigstens zu verzögern; die arzneiliche Behandlung spielt hiebei eine viel geringere Rolle.

Jeder Arzt, der Leidende aus allen Berufsständen zu behandeln hat, wird schon die Erfahrung gemacht haben, daß im allgemeinen — Ausnahmen gibt es natürlich in nicht geringer Zahl — die gebildeten Elemente aus den weniger begüterten Ständen die ärztlichen Ratschläge schneller und gründlicher befolgen, dem Arzte ein unbedingteres Vertrauen entgegenbringen und ihm deshalb weniger Schwierigkeiten bereiten als die Angehörigen der wohlhabenderen Einwohnerschaft. Dieses Verhalten hat offenbar eine ganze Reihe von Gründen. Hauptsächlich spielt wohl der Umstand hierbei eine Rolle, daß der Wohlhabendere, der ja meistens dem Arzt in sozialer Beziehung näher steht und auch gewöhnlich eine höhere Schulbildung genossen hat, der Meinung ist, er verstehe nun auch von medizinischen Dingen mehr, er könne sich eher ein eigenes Urteil bilden. Das ist nun aber, wie die tägliche Erfahrung lehrt, ein großer Irrtum, und es muß das klipp und klar herausgesagt werden, weil dieser Irrtum große Gefahren in sich birgt. Die Urteilskraft — und auf diese kommt es bei der Bewertung der ärztlichen Ratschläge in erster Linie an — ist bei den sogenannten gebildeten Ständen keineswegs besser ausgebildet, als bei den untern Bevölkerungsschichten. So ist es auch zu erklären, daß die Kurpfuscher bekanntermaßen den relativ größten Zulauf immer aus den begüterteren Klassen hatten und haben. Ein weiterer wichtiger Grund des verschiedenen Verhaltens der einzelnen Bevölkerungsschichten zum Arzt, auf den mit Recht auch von anderer Seite bereits aufmerksam gemacht wurde und an dem die ärztliche Welt zum Teil Schuld trägt, ist die in den höhern Klassen zu beobachtende übertriebene Sentimentalität und Zimperlichkeit, die Überempfindlichkeit gegen ein kräftiges, gut gemeintes Wort. Auch in der Erziehung der Jugend macht sich das schon bemerkbar. Es ist wahrscheinlich, daß der heutige größere Wohlstand und die damit verknüpfte Verweichlichung dazu beigetragen hat. Dagegen Front zu machen ist vor allem Pflicht des Arztes, sofern er nicht zum reinen Geschäftspraktiker herabsinken will, und sofern er seine ideale Aufgabe nach wie vor darin erblickt, sein Teil beizutragen zur hygienischen Erziehung des Volkes — hygienisch in körperlicher als auch in geistiger und moralischer Beziehung. Er braucht deshalb keineswegs grob oder brutal zu werden, nur ein großes Maß von Entschiedenheit, Konsequenz und Aufrichtigkeit, auch in der sogenannten besten Praxis, ist vonnöten.

Salus aegroti summa lex! Das Wohl des Kranken ist das höchste Gesetz!, das ist der einzige Leitstern, dem er zu folgen hat. Das Publikum aber wird gut daran tun, die energischen Ärzte höher zu schätzen, sich ihnen eher anzuvertrauen als den pseudohumanen Leisetretern, die ihm schmeicheln und nach dem Munde reden.

Dr. Arthur Zimmermann.

Mahnung zur Einkehr.

(Ein altmodisch Verslein.)

Ein keiner kann aus seiner Haut sich schälen,
Ein keiner kann sein eigen Schicksal wählen,
Ein jeder blutet da und dort aus Wunden,
Hat nie die rechte Medizin gefunden,
Weil er stets obsi oder nidsi schaut
Und seinem Innenmenschen gar nichts traut.

Weil hilfesuchend er den Blick im Kreise dreht,
Und von sich selbst nichts weiß und nichts versteht,
Und immer meint, anklagt und rechtet
Und immer mit dem Schicksal spiegelfechtet,
Dieweil in seinem Leib die Apothek verstaubt,
Die alles heilt, wenn man sie kennt und daran glaubt.

Max Baiter.